

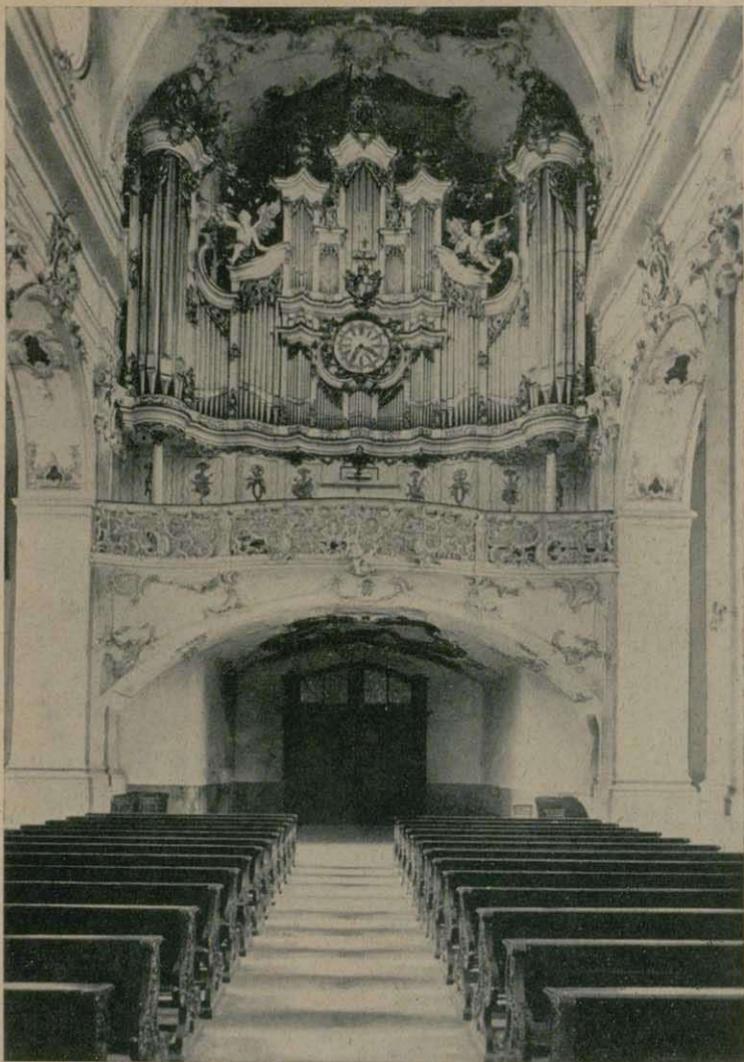
Amorbach

Von Walter Lorenz

Frankenland, Land des Barocks. Wer denkt nicht unwillkürlich bei der Erwähnung des Namens Franken an die zahlreichen Kirchen, Schlösser und Bürgerbauten aus der Barockzeit? Das fränkische Land hat in der Tat der Baukunst des Barocks, vor allem des späten Barocks, des Rokokos, aus der Eigenheit seiner Landschaft und seiner Bewohner heraus ein ganz besonderes, nur ihr eigenes Gepräge zu geben vermochte. Erstaunlich ist dabei weniger die große Vielfalt prachtvoller Bauwerke, als vielmehr die große Zahl der mitunter stark rivalisierenden Künstlerpersönlichkeiten, die jener das ganze Land in seiner Lebensform beherrschenden barocken Lebensauffassung durch ihr Schaffen einen umfassenden und doch in sich geschlossenen Ausdruck gaben. Waren es doch nicht nur die Angehörigen der großen Baumeisterfamilien der Dienzenhofer und Neumann, deren Schöpfungen wir noch heute vielerorts voller Bewunderung erleben dürfen, sondern auch jene oft nur dem Fachmann bekannten Baumeister, Bildhauer, Stukkatoren usw., die wie die beiden eben genannten aus der Fremde nach Franken kamen und ihre eigene Gestaltungskraft und Ideenwelt mit den aus der Landschaft und dem Volke auf sie zuströmenden Kräften zu vereinigen wußten. Wie eine auf einen Silberfaden aufgereihte Kette edelster Perlen, so begleiten die oft sehr prunkvollen Bauten des Barocks und Rokokos den Fluß zu beiden Seiten von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung.

Die Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei Amorbach im Odenwald ist wohl nur eine dieser Perlen des fränkischen Barocks, doch wird gerade sie durch die beglückende Harmonie der Gesamtanlage und ihre innere Ausgewogenheit aus der Fülle der übrigen Bauwerke herausgehoben. Man mag den Plan des Mainzer Hofarchitekten und Generals M. v. Welsch mit der auf dem alten Kirchengrundriß basierenden dreischiffigen, kreuzförmigen Basilika altärtümlich und gegenüber dem Stand der damaligen Baukunst als Rückschritt empfinden und man mag an mancher Einzelheit Schwächen oder Mängel tadeln, es tut dem Gesamtbild keinen Abbruch. Ob der Mainzer Fähnrich Schick die Bauarbeiten in Amorbach (1742—47) leitete und dabei einiges dem Zeitgeschmack anpaßte, muß zumindest dahingestellt bleiben, aber man darf doch nicht übersehen, daß dem ganz im Hochbarock verwurzelten Welsch, der bereits vor Johann Diezenhofer und Balthasar Neumann die in Franken allseits respektierte Autorität auf dem Gebiete des Bauwesens war, mit seinem reifen Spätwerk der einzige ausgeführte Kirchenbau ganz nach eigenen Plänen vergönnt war.

Die Schwere und Strenge der Welsch'schen Architektur tritt durch die wohl abgewogene Leichtigkeit und Grazie der Ausstattung des Kircheninneren völlig in den Hintergrund. Vielleicht ist gerade sie es, die dem Formenrausch und Überschwang der Stukkaturen jene Ruhe und Klarheit vermittelt, die den ganzen Kirchenraum kennzeichnet; wer vermag dies zu sagen? Mit J. M. Feichtmayr und J. G. Übelherr konnte Abt Engelbert Kinbacher zwei der bedeutendsten Vertreter der berühmten Wessobrunner Stukkatorenschule für die Ausgestaltung seiner Kirche gewinnen. Beide haben mehrfach zusammen gearbeitet, doch was in der Stiftskirche zu Dießen noch in den Anfängen steckt und in ihrem gemeinsamen Alterswerk Vierzehnheiligen fast zum erstarrten Manierismus geworden ist, erlebt in Amorbach seinen



Die Orgel der ehemaligen Abteikirche von Amorbach

mit ihrer von zwei mächtigen Pfeifentürmen gerahmten Schauseite ist ein besonderes Kleinod unter den fränkischen historischen Orgeln. 120 Pfeifen stehen in der Vorderfront des weißgoldenen Gehäuses, das von Bildbauern aus Karlstadt geschaffen wurde. Am Orgelwerk selbst haben zwei rheinländische Meister aus der Kreuznacher Gegend fast acht Jahre gearbeitet. Mit ihren 3 000 Pfeifen und 63 Registern dürfte diese dreimanualige Orgel, die schon zur Zeit ihrer Vollendung (1782) unter die schönsten deutschen Orgeln gezählt wurde, heute als die bedeutendste alte, d. h. in ihrer ursprünglichen Klangdisposition erhaltene, fränkische Orgel gelten.

(Dr. Willy Spilling in „Frankenland Jahrgang 1955“)

schöpferischen Höhepunkt: die Kraft in gemeinsamer Arbeit das Lebensgefühl ihrer Zeit in die Formenwelt und zarte Farbtönung ihrer Stuckarbeiten umzusetzen. Muscheln, Blütenranken, Kartuschen und das heitere Spiel des „himmlischen Kindergartens“ der Putten haben sie ebenso meisterhaft in den Raum hineinkomponiert, wie die zierlichen Aufbauten der Seitenaltäre mit ihren mit Korallenriffen vergleichbaren Bekrönungen, den triumphalen Oberbau des Hochaltars oder die kühle Strenge der Pfeilerrisalite.

Ihnen zur Seite gesellte sich der Augsburger Maler M. Günther, und nirgends zeigt sich ihre Lust am gemeinsamen Schaffen mehr, als in den gelegentlichen spielerischen Überschneidungen von Stukkatur und Malerei. Nach Abschluß der 22 Deckenfresken (1745 — 47) erhielt der gleiche Künstler noch den Auftrag für die Gemälde des Haupt- und der beiden Querhausaltäre. Zwei der Seitenschiffaltäre erhielten von O. Onghers gemalte Blätter aus der alten Abteikirche, ein dritter nahm das gotische Muttergottesbild auf (heute in der Stadtpfarrkirche) und für die restlichen drei Altäre schuf der Würzburger Johann Wolfgang von der Auwera die reichvergoldeten Holzplastiken. Das Prunkstück dieses Meisters aber ist die mit zwei Aufgängen um den zweiten Langhauspfeiler geschmiegte Kanzel mit ihrem Übermaß an Schnitzereien. In ihr, besonders dem Schalldeckel feiert der Prunkwille des Rokoko seine bis an die Grenze des erträglichen vorgetriebene höchste Erfüllung.

Ungleich schlichter, der Feierlichkeit des Raumes angemessen trennt das wie Filigranwerk wirkende Chorgitter anstelle des mittelalterlichen Lettners die Laienkirche vom Priesterraum. In über zweijähriger Werkstattarbeit hat Max Göttinger in Würzburg dieses Kleinod deutscher Schmiedekunst geschaffen.

Nach mancherlei kleineren Arbeiten beschloß 1782 die Aufstellung der großen, von den Gebrüdern Stumm aus Rhaunen-Sulzbach erbauten Orgel die Ausstattung des Kirchenraumes. Dieses „in ganz Deutschland berühmte, und von allen Kennern bewunderte große Orgelkunstwerk“ erfreut noch heute (nachdem 1936 der alte Stimmenumfang wiederhergestellt und etwas erweitert wurde) alljährlich Tausende von Menschen mit ihrem Klang in diesem von Musikalität und Harmonie getragenen barocken Kirchenraum.

Amorbach ist jedoch nicht nur als Kleinod barocker Kirchenbaukunst für Franken von Bedeutung. Die Abtei ist — wenn man der erst seit dem 17. Jh. schriftlich fixierten Klostertradition Glauben schenken darf — die älteste Niederlassung der Benediktiner auf fränkischem Boden überhaupt. Nach der in ihren Einzelheiten zweifellos legendenhaft ausgeschmückten klösterlichen Überlieferung soll Gaugraf Richard Ruthard von Frankenberg den hl. Pirmin zur Christianisierung des Odenwalds herbeigerufen haben. Um 714 habe dieser bei einem Brunnen — dem heutigen Amorsbrunn bei Amorbach — die ersten Bekehrungen und Heidentaufen vorgenommen und später seinen Schüler den Hl. Amor in einer dort gegründeten Zelle zurückgelassen. Die Verehrung des Brunnens und des Hl. Amors blühte am Ausgang des 15. Jhs., als überall um Amorbach neue Wallfahrten aufkamen, erneut auf. Eine um 1520 unter Verwendung romanischer Baureste erbaute Kapelle, überdeckt heute die eigentliche Quelle, deren Wasser bereits seit dem späten Mittelalter gegen mannigfache Gebrechen getrunken wurde. Auch Waschungen und Bäder wurden in dem neben der Kirche gelegenen früher von einem Haus überbauten Bassin gerne vorgenommen und noch heute nehmen viele Wallfahrer und Kranke ihren Weg zu der kleinen Kapelle im stillen Wiesen-

tal, um das Wasser zu trinken oder in Flaschen mit nach Hause zu nehmen und die Hilfe des Hl. Amor zu erbitten.

Der Heilige selbst soll, nach der oben genannten Überlieferung, infolge regen Zuzugs Gleichgesinnter schon bald in der Lage gewesen sein, ein richtiges Kloster zu gründen, das dann, an der Stelle der heutigen Abteikirche erbaut, der Hl. Bonifatius im Jahre 734 geweiht habe. Den Hl. Amor aber habe Pirmin als ersten Abt eingesetzt. — So weit die Klosterlegende. Mit Sicherheit vermögen wir nur zu sagen, daß das Bestehen der Abtei durch Urkunden aus den Jahren 847 und 849 erstmals nachgewiesen ist. Verschiedene Umstände lassen jedoch darauf schließen, daß ihre Anfänge bis ins 8. Jh., ja vielleicht sogar in vorbonifatianische Zeit zurückreichen. Erst im 11. Jh. beginnen die Nachrichten reichlicher zu fließen, als die Abtei dem Gorzer Reformkreis angehörte und ihren „ordo Amarbacensis“ auch an die Tochtergründung St. Michaelsberg bei Bamberg weitergeben konnte. Abt Richard, seit 1018 auch Abt von Fulda, war eine der markantesten Persönlichkeiten auf dem Absthuhl zu seiner Zeit. Theoderich von Fleury und Otloh von St. Emmeram fanden Aufnahme im Kloster und Muße zu literarischer Tätigkeit. Die Bauformen auf älteren Stichen vom Kloster belegen auch eine reiche Bautätigkeit für diese Zeit und nur die beiden, bei dem großen Umbau der Kirche 1742—47 stehengebliebenen Westtürme sind bis in unsere Zeit erhalten. Der Blüte im 11. Jh. folgte ein Niedergang, unter den Reformäbten v. Kuntich im 15. Jh. ein erneutes Aufleben und wiederum ein Niedergang. Das 18. Jh. brachte schließlich die letzte Blüteperiode mit dem schon oben geschilderten Neubau der Kirche und anschließend daran dem Um- bzw. Neubau der Abts- und Konventgebäude. Besonders letzteres, mit seiner breit hingelagerten Schauseite und den beiden Eckpavillons, nach den Plänen Franz Ignaz Neumanns, faßte noch einmal die ganze Baulust der Mönche zusammen, die nun auch sich selbst eine würdige Heimstätte schufen. Im Nordpavillon fand die in hellen, lichten Tönen gehaltene Klosterbibliothek mit ihren reichen, heute in alle Winde zerstreuten Bücherschätzen Unterkunft und der südliche nahm den für festliche Versammlungen und Konzerte bestimmten Abteisaal („Grüner Saal“) auf. Im Erdgeschoß lag das durch spätere Einbauten weitgehend zerstörte Refektorium. Alle diese Räume wurden dem Gernsheimer Stukkateur und Bildhauer Andreas Dittmann zur Ausgestaltung übertragen und an seiner 1788 in der Abtswohnung begonnenen Arbeit läßt sich der ganze Wandel von der schon Spätform des Rokoko bis zur strengen Geometrie des Klassizismus im Abteisaal innerhalb weniger Jahre verfolgen... Unvollendet blieb das Treppenhaus, denn die Verwirklichung der weiteren Pläne Neumanns verhinderte der Reichsdeputationshauptschluß, der die Abtei förmlich aufhob und damit der klösterlichen Gemeinschaft nach fast 1100-jährigem Bestand ein Ende setzte. Die Besitzungen der Abtei, also auch Kirche und Klostergebäude, wurden dem aus seiner linksrheinischen Heimat vertriebenen Fürstenhaus Leiningen als Entschädigung für diesen Verlust zugesprochen.

Neben dem Kloster bestand wohl schon immer auch eine Ansiedlung (Amarbach, Amerbach, Amorbach), in den Anfängen vielleicht noch älter als das Kloster selbst. 1253 erhoben die Edelherren v. Dürn Amorbach zur Stadt, mußten sie aber bereits 20 Jahre später an das Erzbistum Mainz verkaufen, bei dem die Stadt bis 1803 verblieb, dann folgten in raschem Wechsel das Fürstentum Leiningen, Baden, Hessen und schließlich Bayern als Landesherren. Die veränderte politische und wirtschaftliche Situation brachte es

mit sich, daß Amorbach allmählich vom zentralen Mittelpunkt eines ganzen Oberamts zur einfachen Landstadt herabsank, aber in dem Gewinkel seiner engen Gassen und Straßen birgt es für den aufmerksamen Besucher noch eine ganze Reihe altehrwürdiger Gebäude als stumme Zeugen seiner großen Vergangenheit. Das sogen. „Templerhaus“ in der Unterstadt ist ein interessantes spätmittelalterliches Weiherhaus, ein von Wasser umgebender Flucht-, Bergungs- und Wohnturm zugleich. In einem malerischen Hofraum versteckt sich die Ende des 15. Jhs. erbaute Mainzer Amtskellerei, die im Bauernkrieg Götz v. Berlichingen und andere Bauernführer beherbergte (hier entstanden die gemäßigen Artikel der sog. „Amorbacher Deklaration“). Heute birgt es die historischen und volkskundlichen Sammlungen des Heimatmuseums. Am Marktplatz liegt das schmucke, schieferbeschlagene Rathaus, in seiner Nähe das „Alte Rathaus“, die alte Posthalterei, Fachwerkhäuser, die im 19. Jh. zum Fürstlichen Palais umgebaute Wohnung des Mainzer Oberamtmanns und schließlich auch — und damit kommen wir wieder zum Barock zurück — die Stadtpfarrkirche St. Gangolf und St. Sebastian.

Die älteste Kirche, 1182 geweiht und 1256 dem Kloster inkorporiert, mußte um 1500 einem Neubau weichen, der seinerseits kurz nach der Vollendung der Abteikirche einem dritten größeren Bau Platz machen mußte (1751 — 53). So besitzt Amorbach zwei große, fast gleichzeitig erbaute Kirchen; aber wie verschiedenartig sind die zur Anwendung gekommenen Ausdrucksmittel. Entfaltet in der Klosterkirche das Rokoko seine Kräfte in Spiel und Überschwang der Farben und Formen fast bis zur Grenze, so bleibt St. Gangolf still und bescheiden und erreicht mit wenigen sorgsam abgewogenen Mitteln eine feierliche, einem Gotteshaus angemessene Würde. Natürlich konnte die kaum 1200 Seelen zählende Gemeinde nicht mit dem reichen Kloster wetteifern; das lag auch nie in ihrem Sinn und es wäre daher müßig, beide Kirchen miteinander zu vergleichen. Franz Wolfgang Damian v. Ostein, der Amorbacher Oberamtmann, als Initiator und sein Bruder Friedrich Karl, Erzbischof von Mainz, waren dem Neubau liebevolle Betreuer und so ist es verständlich, daß in diesem Bau der Mainzer Einfluß noch stärker als in der Abteikirche spürbar ist. Für die Innenausstattung wurden ebenfalls Spitzenträger der damaligen Zeit herangezogen. Ganz hervorragend sind die kräftigen, kontrastreichen Deckengemälde Johann Zicks, die durch ihre Komposition und Perspektive überraschen. Eigenwillig kragen die ausladenden Pfeilergesimse weit in den Raum hinein. Eigenwillig auch die Idee Materno Bossis zweier Kanzeln am Triumphbogen. Der gleiche Künstler schuf auch den Taufstein und neuerdings werden ihm auch die vier vorzüglichen Plastiken des Hochaltars zugeschrieben. 1805 vervollständigte die aus dem Kloster Neustadt a. M. erworbene Barockorgel die Ausstattung der Kirche, nachdem schon vorher die gotische Mutter Gottes und sechs Beichtstühle aus der Abteikirche übernommen worden waren. So zählt auch St. Gangolf „zu den hervorragendsten kirchlichen Spätbarockschöpfungen des Frankenlandes“.

Doch wieviel weniger wären all diese Bauwerke, stünden sie nicht in dem großartigen Rahmen der dunklen Odenwaldberge eingebettet wie kostbarer Schmuck auf dunklem Samt. Ruhe und Erhabenheit verströmen die Wälder und Berge und das geschäftige Hasten und Jagen auf den Straßen in den kleinen Städtchen und Dörfern gleitet von ihnen ab, als sei es nicht da. Das Zusammenklingen von Landschaft und Kunstwerk im Amorbacher Raum aber schuf erst jene harmonische Melodie, die Jahr für Jahr zahllose Menschen nach Amorbach zieht.